

Mit jedem Text geht ein Licht an

Ob es um Kunst geht oder um bäuerliches Leben: John Berger ist ein Meister der Achtsamkeit. Sie prägt auch seine letzten Prosatexte

THOMAS DAVID

Wer John Berger jemals persönlich begegnet ist, erinnert sich an die kleinen Geschenke, die er seinen Besuchern beim Abschied mit auf den Weg gab. Die Zeichnungen, von denen andere erzählen. Das schmale, in seinem Arbeitszimmer im Pariser Vorort Antony aus einem Papierstapel hervorgezogene Pamphlet, das er schnell noch mit den Wörtern «from hand to hand in solidarity» versah, bevor er es mir schweigend überreichte. Das Versprechen eines Wiedersehens, das nichts von der Unverbindlichkeit einer leeren Floskel zu haben schien, weil für Berger auch die gesprochene Sprache einen zitternden und verletzlichen Körper hatte, dem er nicht einmal im Smalltalk seinen Respekt verweigert hätte.

Es war jedoch der wache Blick seiner blauen Augen, der einen beim Abschied daran erinnerte, dass es sich bei dem eigentlichen Geschenk, das Berger einem in jedem einzelnen Moment der Begegnung machte, um seine charismatische Präsenz und seine Aufmerksamkeit handelte. Um das unmittelbare Erleben jener vollkommenen, ebenso körperlichen wie geistigen Bewusstheit, mit der er auch im Schreiben die Welt erfasste und in «Ein Geschenk für Rosa» nun ein letztes Mal seinen Lesern entgegentritt.

Das Hervortreten der Welt

Der kleine, vom Sohn einer verstorbenen Freundin erhaltene Karton mit den Streichholzschachteln, den Berger in einem der schönsten Texte dieses Buches der von ihm verehrten Rosa Luxemburg vermachte. Die abermalige Lektüre von Camus' Romanfragment «Der erste Mensch», die ihn zum Nachdenken über die Ursprünge des eigenen Schreibens anregt und – wie verschiedene andere Texte der Sammlung – an seine Anfänge und zu den Helden seiner Kindheit und Jugend zurückführt; der 1926 in London geborene Berger betrachtet sie von der Warte des hohen Alters mit unverminderter Neugier, ohne dabei die Gegenwart aus den Augen zu verlieren. In «Silberstücke», einer luziden Reflexion über den Besuch im Atelier eines befreundeten Malers, unternimmt er die buchstäblich letzten Schritte zu der «kleinen Theorie der Sichtbarkeit», die Berger nicht nur in Essays und im aus der berühmten Fernsehserie «Ways of Seeing» hervorgegangenen Buch «Sehen: Das



Der Band ist auch ein Geschenk an sie – Rosa Luxemburg, skizziert von John Berger.

JOHN BERGER, 2016 / JOHN BERGER ESTATE

Bild der Welt in der Bilderwelt» entwickelt hat, sondern zeitlebens auch in seinen Romanen.

In den zwölf weitgehend in den Jahren 2014 und 2015 entstandenen, teilweise mit eigenen Zeichnungen oder anderen Abbildungen versehenen Texten erweist sich John Berger erneut als ein Meister der Wahrnehmung, der seinen Sinnesempfindungen vollkommen vertraut. Das körperliche Erleben der

Welt und der Vorgang des nachdenklichen Schreibens werden auf derart unmittelbare und spontane Weise einbezogen, dass man beim Lesen seine Hand zu hören vermeint, die behutsam über die neben ihm liegende Kartonschachtel mit den Streichholzschachteln streift, oder das Blättern in Camus' Roman. Vielleicht auch das leise Kratzen des Füllfederhalters auf dem Papier, das dem im Januar 2017 verstorbenen Berger in der

Imagination des Lesers auf ganz ähnliche Weise Gestalt verleiht wie den Toten, die er in seinem autobiografischen Buch «Hier, wo wir uns begegnen» so leibhaftig heraufbeschwört.

«All die Jahre über hat mich eine Ahnung zum Schreiben angetrieben, dass etwas erzählt werden muss, das, falls ich es nicht versuche, unerzählt bleiben wird», so Berger in dem «Selbstporträt» betitelten Text. Wie die ande-

ren Stücke des neuen Buches entzieht er sich einer genauen Gattungsordnung und ist als «Text» im Grunde unzulänglich und allzu nüchtern beschrieben, weil aus ihm, wie oft bei Berger, die Hingabe und Intimität eines an einen Freund gerichteten Briefes spricht. «Folglich», schreibt er, «sehe ich mich nicht so sehr als professioneller Schriftsteller, sondern eher als Mittler, als Lückenbüsser.» Als «Postbote», wie er einmal sagte, der Geschichten und andere Dinge wie Briefe oder Pakete an die Empfänger weiterreicht.

Die Etiketten der Streichholzschachteln, die er in «Ein Geschenk für Rosa» der 1919 ermordeten Rosa Luxemburg überlässt, zieren die kolorierten Drucke von Singvögeln. In jeder der Schachteln sechzig Streichhölzer. «Genauso viele, wie die Minute Sekunden und die Stunde Minuten hat», so Berger, für den es im Alter von beinahe neunzig Jahren keine Zeit mehr zu verschwenden galt. «Jedes eine potenzielle Flamme.»

Im Zeichen der Solidarität

Denn natürlich entzündet John Berger auch in «Ein Geschenk für Rosa» die Flamme der Solidarität, die sein gesamtes Werk erhellt und in manchem Leser der unvergesslichen, von der Verdrängung alter bäuerlicher Lebensformen erzählenden Romantrilogie «Von ihrer Hände Arbeit» wie ein ewiges Licht weiterbrennt. Bergers Schreiben richtet sich mit grosser Dringlichkeit gegen die Abwertung der mit zunehmender Wandlungsbeschleunigung ins Leere laufenden Welt. Es gründet auf einer tiefen, nicht zuletzt in den Traditionen der Kunst verankerten Menschlichkeit, die er auch in diesem, seinem nunmehr letzten Buch von den Gefahren der Globalisierung, dem Sprachverlust der Politik und den Ablenkungsmanövern der Massenmedien bedroht sieht und beharrlich verteidigt.

Man kann Bergers unnachgiebige Kritik an der «totalitären globalen Weltordnung des spekulierenden Finanzkapitalismus» und am «neoliberalen Dogma» als Tiraden eines unverbesserlichen Utopisten abtun. Man muss ihm nicht in die Augen geschaut haben, um zu erkennen, wie ernst es ihm damit war. Die Lektüre von «Ein Geschenk für Rosa» macht den Leser zu seinem Komplizen.

John Berger: Ein Geschenk für Rosa. Deutsch von Hans Jürgen Balmes. Carl-Hanser-Verlag, München 2018. 136 S., Fr. 31.90.

Sprachliche Virtuosität beginnt mit genauer Beobachtung

Iwan Bunin war der Chronist einer Welt, der er auch noch im Vorgefühl des Untergangs eine eigentümliche ästhetische Qualität abtrotzte

ULRICH M. SCHMID

Seit gut zehn Jahren erscheinen im Zürcher Dörlemann-Verlag die dunkelblauen Bände der deutschsprachigen Bunin-Ausgabe. Jedes Buch ist mit dem schweren Papier, der klaren Typografie und dem schönen Leinwand ein Juwel in der heutigen kurzlebigen Literaturindustrie. Die sorgfältige Aufmachung signalisiert: Der Verlag schielt mit dieser Ausgabe nicht nach einem Platz in den Bestsellerlisten, sondern engagiert sich für einen Autor, der in der deutschsprachigen Literaturlandschaft noch lange nicht die ihm gebührende Wertschätzung erfahren hat.

Auf eigenen Pfaden

Iwan Bunin (1870–1953) war alt genug, um sich vor der Revolution bereits in Russland eine solide literarische Reputation zu erwerben, und jung genug, um im französischen Exil noch einmal eine neue Schaffensperiode zu beginnen. 1933 wurde er als erster russischer Autor mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Allerdings bedeutete die wohlverdiente Ehrung für ihn in Westeuropa nur einen

kurzen Aufmerksamkeitserfolg. In Russland gilt Bunin längst als Klassiker der modernen Literatur, hierzulande ist er ein Geheimtipp geblieben.

Schwieriger Zeitgenosse

Bunin war ein schwieriger Zeitgenosse, der sich als ausgesprochener Individualist den Literaturströmungen des frühen 20. Jahrhunderts verweigerte – er stand abseits aller Schulen, die sich gegenseitig heftig beföhden: Symbolisten, Akmeisten, Futuristen, Imaginisten deklarierten sich selbst in rascher Folge als Höhepunkt der russischen Literatur und werten ihre Vorgänger radikal ab. Umso konsequenter ging Bunin seinen eigenen künstlerischen Weg, der ihn den Modernisten zu traditionell und den Traditionalisten zu modern erscheinen liess. In seinen Erzählungen der Jahre 1913 bis 1915, die in der gediegenen Übersetzung von Dorothea Trottenberg vorliegen, führt Bunin seine Meisterschaft in der höchst expressiven Darstellung der *Conditio humana* vor.

Die meisten Erzählungen spielen in der russischen Provinz. Bunin empfand für das russische Bauerntum eine Art

«tremendum fascinosum»: Auf der einen Seite stiessen ihn der Schmutz, die Grobheit und das Ungeschlachte des einfachen Volks ab, auf der anderen Seite zeigte er sich von der Naturverbundenheit und Schicksals ergebenheit der Bauern beeindruckt. Schonungslos greift Bunin gesellschaftliche Tabuthemen wie Korruption, Alkoholismus, Gewalt und Inzest auf und erreicht mit einer eindringlichen Schilderung des Bauernmilieus einen hohen Grad an Authentizität. Sehr oft nimmt Bunin die Perspektive einer seiner Handlungsfiguren ein und präsentiert eine schockierende Geschichte mit den einfachen Deutungskategorien, die seinen Helden zur Verfügung stehen.

Tod eines Jedermann

«An der Landstrasse» schildert etwa das Schicksal eines vergewaltigten Bauernmädchens, das verzweifelt und schliesslich den Verstand verliert. Bunin bleibt allerdings nicht bei den realistischen Erzähltraditionen des 19. Jahrhunderts stehen. Unerhört modern ist sein Umgang mit der Chronologie. Bunin beschleunigt und verlangsamt

den Erzählfluss im «Kelch des Lebens» maximal, indem er einen Abend auf mehreren Seiten schildert und später dreissig Lebensjahre in einen einzigen Satz rafft. Damit gelingt es ihm, den scharfen Kontrast zwischen schicksalhaften Wendepunkten, die möglicherweise gar nicht als solche wahrgenommen werden, und ihren tragischen Konsequenzen herauszuarbeiten.

Eine Sonderstellung nimmt die Erzählung «Die Brüder» ein, in der Bunin Eindrücke aus seiner Ceylon-Reise im Jahr 1911 verarbeitet hat. Mit ethnografischer Präzision beschreibt Bunin hier das harte Leben eines Rikscha-Kulis. Als Kontrastfigur wird ein Engländer eingeführt, der die Singhalesen nicht als Menschen, sondern als Teil der exotischen Natur wahrnimmt.

Noch weiter treibt Bunin seine Zivilisationskritik in einem seiner berühmtesten Werke, in der Erzählung «Ein Herr aus San Francisco». Mit einem fast barocken Pathos wird hier der Tod eines namenlosen Jedermann vorgeführt. Ein reicher Amerikaner stirbt auf Capri. Die Verschiffung seines Sarges in die Neue Welt wird zur allegorischen Reise in die schicksalsvergessene Hölle des Kapital-

lismus – auf dem Felsen von Gibraltar schiebt der Teufel dem Dampfer seine dämonischen Grüsse hinterher.

Das Innen im Aussen

Bunin ist nicht nur ein Meister der literarischen Komposition, sondern auch ein virtuoser Sprachkünstler. Es gelingt ihm, mit wenigen Worten eine bestimmte Atmosphäre zu schaffen. Dabei verlässt er sich nicht auf psychologische Introspektion, sondern richtet sein scharfes Auge auf ein Detail der Aussenwelt, in dem sich ein bestimmter Bewusstseinszustand verdichtet. Die Erzählungen der Jahre 1913 bis 1915 zeigen Bunin auf einem ersten Höhepunkt seines literarischen Schaffens – er wird zum Chronisten einer untergehenden Welt, der er auch noch im Vorgefühl der Katastrophe eine eigentümliche ästhetische Qualität abtrotzen kann.

Iwan Bunin: Ein Herr aus San Francisco. Erzählungen 1914/1915. Dörlemann-Verlag, Zürich 2017. 240 S., Fr. 37.90.

Iwan Bunin: Frühling. Erzählungen 1913. Dörlemann-Verlag, Zürich 2016. 288 S., Fr. 35.90.